

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 4

Artikel: Der Spuk von Oberwiesen [Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVIII. Jahrgang

Zürich, 15. November 1934

Heft 4

Hoch und niedrig.

Ein Reiter, blank und blitzend,
Sprengt aus dem Wald heran;
Ein Hirt, am Wege sitzend,
Sieht ihn bewundernd an.

Wär ich so groß und trüge
Solch Prachtkleid, denkt das Kind,
Daß Bliß mein Eisen schlüge,
Die Feder flög im Wind!

Hei, Unschuld, denkt der Reiter,
Wär ich wie du! Dich jagt
Die Qual nicht ruhslos weiter,
Die mir im Herzen nagt. —

Wohl möchten beide tauschen,
Wünscht jeder: Wär ich du! —
Die Wipfel oben rauschen,
Die Blume nickt dazu.

Hermann Lingg.

Der Spuk von Oberwiesen.

Von Ernst Schmann.

(Fortsetzung.)

Eins hätte die Bäuerin doch gerne gewußt, und die Frage saß auch dem Bauer wie dem Knecht auf den Lippen: „Werdet Ihr jezt wirklich im Girenmoos bleiben?“

„Ich werde bleiben, mit Eurer Erlaubnis“, antwortete das Männlein. „Es ist zwar alles verlottert. Wo man hinkommt, fliegt eine Staubwolke auf. Wo man mit dem Fuß hintritt, bricht etwas zusammen. Aber das meiste wäre auszubessern, und der Schaden ist nicht so groß, daß am Ende aus dem Girenmoos nicht doch noch eine gemütliche Wohnung gemacht werden könnte. Ich werde, so ich bleiben will, die Bauern von Oberwiesen bitten müssen, daß sie mir mit allerlei aushelfen. Vielleicht haben sie da oder dort etwas herumstehen, eine alte Siedele, ein Tischchen, einen Topf, ein Pfännchen, ein Brett, etwas Werkzeug, ein Laken und einen Laubsack, den sie schon auf die Winde oder

ins Grümpelkammerlein abgeschoben haben. Sie verdienen sich einen Gotteslohn. Wenn's sein muß, arbeite ich auch gerne dafür, wie ich überhaupt hoffe, in Oberwiesen mich nützlich machen zu können.“

„Da wird's allerhand geben“, lenkte Frau Zöbeli ein. „Unsere ganze Windenkammer ist verstellt. Es ist ein Glück, daß wir etwas Luft bekommen.“

„Dürft ich vielleicht gleich etwas mitnehmen?“ bat Chueri und erhob sich. „Der Winter steht vor der Tür. Bevor der erste Schnee fällt, hoffe ich das Stübchen und die Kammer ausstaffiert zu haben. Und daneben wird gearbeitet, gearbeitet, sag ich Euch!“ Chueris Auglein glänzten. Er war in guter, zuversichtlicher Verfassung. Er tat dergleichen, als spuckte er in die Hände, rieb sie und schaute sich geschäftig um.

Eine Woche, drei, vier, könnten wir Euch

schon brauchen“, meinte der Zöbeli. „Die Bäume hangen voll Birnen, die Äpfel müssen gepflückt sein. Dann kommen die Kellergeschäfte, und auch in der Scheuer drüben haben wir zu tun.“

„Morgen oder übermorgen werd' ich eintreten“, versprach der Chueri. „Inzwischen wird's im Girenmoos so weit sein, daß ich mich in ein Bett legen kann und keine Angst haben muß, im Traum mitsamt dem Laubsack auf den Boden zu fallen.“

„Wär's nicht doch besser, Ihr bliebet einstweilen ganz bei uns? Beim Ehlefel oben wäre noch Platz.“

Der Knecht, der den Vorschlag der Bäuerin gehört, erschrak. Was, der alte Griggi sollte noch bei ihm einquartiert werden! Hoffentlich kam's nicht dazu. Bis jetzt hatte er's so gemüthlich gehabt allein, und er war in seinem Kämmerlein sein einziger Herr und Meister gewesen. Weiß der Auckuck, aus welcher Gegend der Welt dieser Chueri nach Oberwiesen geschneit kam! Niemand wußte eigentlich, wer er war. Und daß er gestern Nacht mit dem Fockli-Peter so gut ausgekommen, war ein Zeichen, das er einstweilen nicht zu deuten verstand. Ganz in der Ordnung konnte es nicht sein. Herrschaft noch einmal! Das wäre ihm jetzt ein böser Strich durch die Rechnung, wenn er mit dem Alten oben haushalten müßte!

Die neckische Dorothee las ihm aus dem Gesicht, was in ihm arbeitete. Um ihm noch etwas mehr Herzklopfen zu machen, unterstützte sie ernsthaft die Bäuerin und sprach Chueri zu: „Denkt doch, wie würde sich alles vereinfachen für Euch!“

Zum Überfluß mischte sich auch Zöbeli in diesem Sinne ein. „Am Morgen wäret Ihr schon auf der Arbeitsstelle, und am Abend, wenn Ihr müde seid, müßtet Ihr nicht mehr bei Wind und Wetter ins Girenmoos, wo die Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen.“

Das Männlein freute sich dieser wohlgemeinten Vorschläge. Es schüttelte aber seinen Kopf und erklärte bestimmt: „Ich bleibe beim Girenmoos, sofern Ihr mir das Wohnrecht noch immer dort einräumt.“

Ehlefel atmete auf. Eine Gefahr war an ihm vorüber gegangen.

Warum er so fest an dieser Lotterhütte hielt?

Diese Frage saß auf den Lippen aller.

Er hatte ihnen eigentlich sehr wenig vom Verlauf der vergangenen Nacht erzählt. Vielleicht war doch nicht alles in Ordnung gewe-

sen. Aber, was trieb ihn denn, trotzdem sein Bett dort aufzuschlagen?

Undurchdringliche Rätsel umspannen das Männlein. Da es jedoch einen so freundlichen Eindruck machte und immer ein einnehmendes Lächeln in seinem Gesicht stand, mußte man ihm gut sein.

„So kommt“, forderte ihn die Bäuerin auf. „Ihr könnt gleich oben in Augenschein nehmen, was Euch allenfalls paßt.“ Sie führte ihn zwei dunkle Treppen höher und öffnete mit einem schweren Schlüssel ein Gefäß, in das ein halbes Jahr oder ein ganzes kein Sonnenstrahl mehr gedrungen. Es verschlug Chueri den Atem. Er mußte husten. Als er das Durcheinander von Stühlen, Rissen, verstaubten Spinnrocken und Haspeln, von Körben und Beinen sah, ging ihm das Herz auf. Hier also durfte er etwas auslesen, um es ins Girenmoos zu tragen! Er machte sich eifrig hinter den ausrangierten Altväterhausrat und hatte bald ein paar Stücke beisammen, an denen er gedrückt und herumgeklopft hatte, ohne daß sie aus den Fugen sprangen. Diese zwei Stühle z. B. nähme er vorläufig gerne mit. Es war gutes Hartholz daran. Die Beine waren dick und fest. Chueri stellte noch manches brauchbare Gerät, das ihn gelüstete, in eine besondere Ecke.

„Das ist eine Erbschaft“, erklärte Frau Zöbeli. „Ein Vetter hat mir dieses Zeug im Sterben verschrieben und geglaubt, was für einen Gefallen er mir erweise. Die Sachen sind im Kubel nie verwendet worden. Sie wanderten gleich hier hinauf und sind seitdem in diesem Schlag geblieben, ohne daß sie jemand von der Stelle gerückt hätte.“

Chueri lud sich die beiden Stühle auf die Achsel und hatte Mühe, sie über die steilen Treppen hinunter zu bringen. Als er mit ihnen in der Stube stand, begann es elf Uhr zu läuten.

„Was, schon so spät ist es!“ erschrak er.

Dorothee verzog sich schleunigst in die Küche. Das Feuer in der Kunkst sollte längst brennen.

Nun rüstete sich das Männlein zum Gehen. Es stemmte die Stühle in die Höhe und richtete ein drolliges Gebäude auf, aus dem heraus sein Kopf wie aus einem offenen Fenster guckte. Mit Mühe und Not erreichte es die Hofstatt. Frau Zöbeli steckte ihm aus dem Küchenkasten ein paar Birnen zu. „Ihr werdet heut kaum schon einen eigenen Rauch führen.“

Dankend schaute das Männlein noch einmal zurück. Dann stapfte es durch's Dorf und er-

regte die Aufmerksamkeit aller, die ihm zufällig begegneten. Ein paar Kinder hüpfen hinter ihm drein und johlten. Die Schuppenhansen Döde lief ihm wie zufällig in den Weg. Sie hatte aber schon eine volle Stunde auf ihn gewartet, um ihm ein paar Neuigkeiten zu entlocken.

„Ei, ei, da habt Ihr aber schwer“, begann sie.

„Es tut's.“

„Und wohin geht's?“

„Ins Girenmoos!“

„Dem Fockli-Peter Gesellschaft leisten wollt Ihr?“

„Wohl, wohl.“

„Paßt auf! Er hat's mit den Oberwiesern nicht gut im Sinne.“

„Mit mir schon.“

„Und gestern Nacht, hat er mit den Ketten geraffelt?“

„Freilich!“

„Und dann, was habt Ihr gemacht?“

„Geschlafen!“ Das Männlein lachte pfiffig.

„Und geträumt hat Euch nichts?“

„Ade! Ich muß gehen!“

Der Unverschämte! Er ließ sie einfach stehen und ging seines Wegs.

Zwei-, dreimal mußte Chueri ausruhen. Mit-ten in der Straße setzte er sich auf einen der Stühle und lächelte vergnügt. Beim Strahl! Er hatte eine hübsche Gegend getroffen. Der Himmel hatte sich aufgeheilt. Ein paar graue Wolken segelten davon. Der Weg war noch naß. Aber mit dem Regen war's für einmal vorbei. Die Waldränder waren rot gefärbt. Wie Fackeln zündeten ein paar Buchen aus den dunkeln Tannen. Chueri nahm seine Last wieder auf und steuerte dem Girenmoos zu. Jetzt stand er vor der Riesgrube. Ein Stein rollte in die Tiefe. Gestern Nacht hatte er zuerst nicht gewußt, was es war. Was brachte die Dunkelheit nicht alles fertig! Chueri philosophierte: Ist sie nicht eine Heze? Sie verdreht einem die Gedanken. Das Alltägliche erfüllt sie mit Geheimnissen. Das Mächterne löscht sie aus und gaukelt einem gespenstische Bilder vor. Sie betrügt die Sinne und täuscht das Ohr. Sichtbares kleidet sie in einen schwarzen Mantel, Unsichtbares zaubert sie hervor, und wer nicht auf der Hut ist, verfällt ihr und vermag sich nicht mehr zu wehren. Noch jetzt hatte er nicht alles von sich geschüttelt, was ihn gestern bedrängt hatte.

Der Fockli-Peter!

War er's wirklich gewesen, der so gefuhrwerkt hatte? Oder war's der Sturm? War's der unruhige Geist des Gerichteten? War's ein Rabe, die gesauht, eine Maus, die am Holze genagt? Ein Laden, der irgendwo lose gewesen?

Es gab noch viele Fragen, tausend und aber tausend, die noch keiner gelöst. O, es war lange nicht alles so sicher ausgemacht, wie viele es glaubten. In einem alten Buche hatte er einmal seltsame Dinge gelesen. Er würde gern weiter studieren, wenn ihm wieder so eine Schrift in die Hand käme. Bücher konnten einem manche lange Stunde ausfüllen.

Aber die Menschen?

Freilich, was er bis jetzt von den Oberwiesern erfahren, war lauter Gutes gewesen. Vielleicht hätte er die Einladung annehmen sollen, im Gubel zu bleiben. Und doch, er war es zufrieden, daß es so war, wie er's jetzt im Sinne hatte.

Nun folgte noch das letzte Stück. Er hatte seine Hütte bald erreicht. Er ging durch's Tenn, in den Hausgang und in die Stube. Hier setzte er die Stühle zu Boden, die ersten soliden Stücke seiner Aussteuer.

Vielleicht ließ sich noch allerlei ausbessern, auch was hier zum Vorschein kam. Er kannte ja die Hütte noch lange nicht ganz. Gestern spät hatte er wohl einen Rundgang gemacht. Aber die Laterne gab nur einen halben Schein. Am Ende stieß er noch auf ein paar verborgene Dublonen des Gummer-Anneli. Es verlohnte sich, in allen Ecken, Truhen und Läden gründlich Umschau zu halten.

Ob auch in dieser Nacht der Fockli-Peter sich wieder regte?

Er arbeitete macker den ganzen Tag. Nun kannte er sich aus im Girenmoos. Bei Gott, es war kein Schleck, in dieser Hütte sich einzunisten. Man merkte an jedem Brett, an jedem Stein, wie sie im Verfall begriffen war. Noch ein paar Jahre so, und ein rechter Sturm hätte sie umgeblasen. Da war ein Schaden, dort klappte eine Rucke. Die Schlösser waren lose. Auf dem Dache fehlten Ziegel. Und Staub, Staub! Der Wind hatte ihn durch alle Fugen geblasen. Auf dem Stubenboden lag er hoch auf, mit Sand und Körnern vermischt. In der Küche bedeckte er den Herd. Die Fenster waren blind. Beständig erfüllte eine graue Dämmerung die Räume. Und es war doch kein trübes Wetter. Die Sonne war sogar zum Vorschein gekommen.

Chueri öffnete ein Fenster. Eine milde, warme Luft strömte herein. Er atmete tief und schüttelte das Auge mit der Hand. Wie wohl tat es, so ein paar Züge herbstlicher Frische und Wohlgerüche, so ein paar Blicke goldene Sonne!

Viel zu früh begann es wieder zu dunkeln. Noch manches hatte er vorgehabt. Er war nicht mehr dazu gekommen. So mußte er's auf morgen verschieben. Aber jetzt? Was tat er? Er hatte Hunger. Jetzt tat ihm ein Teller warme Suppe gut, und ein Stück Brot und ein Schöpflein Most oder Bier. Wo nahm er es her? In Haus und Heim war nichts Eßbares aufzutreiben.

Halt! Wenn er einmal den Kopf in den „goldenen Sternen“ steckte! Am End traf er noch ein paar Bauern, und er konnte sich bei ihnen melden, falls sie seine Hilfe brauchten. Und auch sonst! Er lernte den einen und andern Oberwiesener kennen und hörte dies und das.

Chueri zählte seine Barschaft. Sie war bescheiden. Aber sie gestattete ihm doch ein kurzes Grüß Gott im „goldenen Sternen“. Wenn's sogar sein mußte, dürfte er noch eine Wurst bestellen. Aber er wollte sparsam mit dem Geld umgehen. Er konnte nicht wissen, für was die Fränklein noch gut waren, die er bis jetzt auf seinem Streifzug erübrigt hatte.

Der „goldene Sternen“ war das einzige Wirtshaus von Oberwiesen. Es war ein wahrer, alter Kiegelbau. Zwei Platanen standen vor dem Eingang. Im Sommer spendeten sie kühlen Schatten und verlockten die Vorübergehenden, schnell im Freien ein Gläschen zu trinken. Jetzt aber ließen sie die Blätter schon fallen. Ein negender Nebel strich daher. Er drang bis in alle Poren. Chueri trat in den niedern Gang und suchte einen Winkel aus, wo er ganz für sich sein konnte. Aus einem kleinen Raume kam ihm ein dichter Qualm entgegen. Gaststube war über der Türe zu lesen. Chueri streckte den Kopf hinein, zog ihn aber alsbald wieder zurück. Ein paar ältere Männer führten ein lautes Wesen. Sie hatten eine beinahe leere Bitterflasche vor sich stehen. Vielleicht war sie schon zum zweiten Male gefüllt worden. Möglich, daß ein Oberwiesener mit einem Viehhändler einen Kauf besiegelte. So viel Chueri wenigstens hörte, war von Kälbern und Rindern und Viehpreisen die Rede.

Ein junges, blühendes Mädchen mit einem Rotapfelgesicht öffnete dem unbekannten Gast eine zweite Türe. Hier in der allgemeinen

Wirtsstube setzte er sich und bestellte. Inzwischen hatte er Zeit, sich etwas umzuschauen. Es gab nichts Bemerkenswerthes zu sehen. Sie waren sich alle ähnlich, diese ländlichen Schenken. Über dem Eingang hing das Bild eines mächtigen Überseedampfers, das ein Reisegeschäft aus der Stadt vor vielen Jahren dem „goldenen Sternen“ in die Stube gehängt. Neben dem Schenktisch prangte in bunten Farben die Brauerei, deren Bier hier floß, während auf der andern Seite, auf ein paar kleinen Täfelchen Schnäpse, Zigarren und ein paar schmackhafte Weinlein angepriesen waren. Chueri spürte wenig Versuchung, ein Extrasköpflein sich zu leisten. Er sagte sich zwar, er hätte allen Grund dazu. Denn er hatte das Gefühl, daß mit dem Einzug im Girenmoos ein neuer Abschnitt seines Lebens einsetzte. Was er sich schon lange erträumt, hatte er durch Zufall gefunden. Seine kühnsten Wünsche waren ihm unversehens in Erfüllung gegangen.

Inzwischen war die Suppe fertig geworden. Das Mädchen brachte ihm eine dampfende Schüssel voll, einen Teller und Brot. Die Halbe Most stand schon neben ihm. Nun griff er gehörig zu und ließ sich durch nichts von seiner angenehmen Arbeit abbringen. Aber einmal horchte er doch auf. Er hatte ein Wort von drüben aufgefangen, das über ihn zu handeln schien. Chueri spitzte die Ohren.

„Der Zöbeli hat eine schöne Dummheit angestellt.“

Aha, vom Gubelbauer war die Rede. Wer mochte der Schimpfende sein?

„Haben wir nicht genug Landstreicher hier herum?“

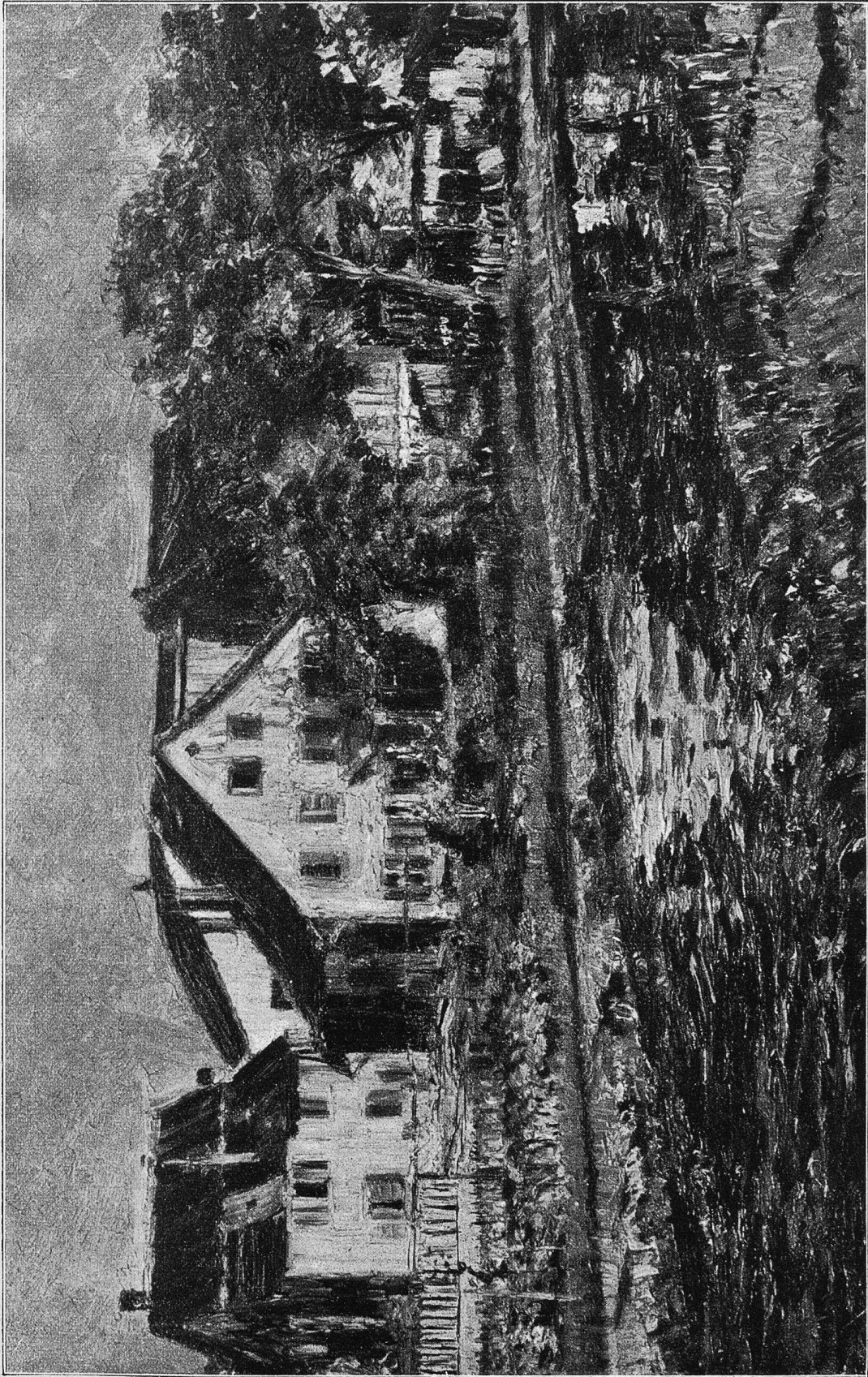
Ein Landstreicher war er!

„Die liebe Not hat man mit ihnen, bis man sie ins nächste Dorf abgeschoben hat. Jetzt siedelt sie der Zöbeli noch an, daß sie ja recht lange bei uns bleiben. Was haben unsere Väter seinerzeit mit dem Fockli-Peter für Erfahrungen gemacht!“

Chueri hielt inne mit Essen. Ein Bissen blieb ihm im Halse stecken. Er hustete.

„So eine Dummheit, so eine bodenlose Unvorsichtigkeit hatt' ich ihm nicht zugetraut! Wenn die andern Gemeinderäte nicht besser sorgen für Oberwiesen, werden wir etwas erleben! Die Haut ziehen sie uns noch über den Kopf.“ Eine Faust hämmerte auf den Tisch. Gläser und Flasche tanzten.

Jetzt schien sich eine Stimme für ihn zu weh-



Löß am Kanal (Geburtshaus des Schriftstellers N. G. Heer). Nach einem Gemälde von Jean Niffeltranger.

ren. „Einen üblen Eindruck macht er nicht, ich hab ihn gestern im Schwitz gesehen. So ein Männlein wird Oberwiesen nicht auf den Kopf stellen.“

„Papperlappapp! Das sind die Gefährlichsten, diese Wölfe im Schafspelz. Sie tun dergleichen, als ob sie kein Wasserlein trüben könnten, und hinterm Rücken wiegeln sie die ganze Welt auf. Fort mit ihm, sag' ich, fort mit ihm! Ich will den Teufel nicht an die Wand malen, aber ihr werdet's sehen und erleben, der Böbeli langt in ein Wespennest. Und wir ziehen mit ihm den kürzern.“

Chueri rutschte unruhig auf seinem Stuhl. Das Essen schmeckte ihm nicht mehr. Er legte den Löffel bei Seite. Eine mächtige Enttäuschung begann in seinem Herzen sich zu rühren. Noch vorhin hatte er Freude gehabt, daß er sich endlich irgendwo daheim fühlen durfte. Vor den Menschen hatte er sich ins Girenmoos geflüchtet. Und jetzt, eh er recht Besitz ergriffen von seiner neuen Behausung, begannen sie schon zu wühlen.

„Paß! Paß! Sind das Menschen! Ist das eine Welt!“

Aber der laute Schimpfer hatte seinen Kropf noch lange nicht geleert. „Seit Jahrzehnten hat sich niemand mehr getraut, im Girenmoos zu schlafen. Der Böbeli hat gewiß nicht umsonst den Kapuziner kommen und die Hütte vernageln lassen. Und sein Geißbock und der Chlesel? Die haben alle genug bekommen von der unheimlichen Hütte. Jetzt rückt auf einmal einer an und behauptet, dem Fockli-Peter Meister zu werden. Wißt ihr, was das heißt: Wenn er nicht selber ein halber Teufel wäre oder ein ganzer, könnt' er's nicht aufnehmen mit dem umgehenden Geist. Die Bretter hat der Sackermant weggerissen. Nun hat das Gespenst wieder freien Durchpaß. Wir müssen uns nicht verwundern, wenn's eines Tages im Dorfe auftaucht und unsere Häuser und Ställe unsicher macht. Beim Strahl! So weit sind wir jetzt! Da können wir lange uns behüten und segnen und ein Hufeisen über die Haustüre nageln: wenn der Teufel los ist, schert er sich einen Pfifferling um unsere Risse und Börtelchen und Amulette. Aber der Böbeli soll es wissen, sobald er mir in die Hände läuft.“

Chueri hielt's nicht mehr aus in der Wirtsstube. Er kloppte mit seinem Fränklein ans Glas und erhob sich. Das Mädchen erschien. Er

zahlte und machte sich aus dem Staub wie ein Dieb in der Nacht.

Als er ganz aus den Häusern heraus war, stand er still. Er sann vor sich hin und schüttelte den Kopf. Kaum einen rechten Tag hatte er hinter sich, und nun begannen sie schon, ihm das Leben sauer zu machen. Das Lotterhüttlein mochten sie ihm nicht gönnen. Wie kam das heraus, wenn in ganz Oberwiesen die gleiche Tonart angeschlagen wurde!

Das Männlein zog seines Weges. Es spintifizierte vor sich hin. Eine mächtige Aufregung kochte in ihm. Es fühlte sich vom Schicksal verfolgt. Wahrlich, es hatte es nie gut gemeint mit ihm. Wie hatte es all das verdient? Keine rechte Jugend hatte er gehabt, kein rechtes Elternhaus. Mit 15 Jahren war er in die Welt hinausgeschickt worden und seitdem allein auf sich angewiesen. Niemand hatte ihm einen guten Weg gezeigt und ein freundliches Lörlein aufgetan. War es da nicht selbstverständlich, daß er sich schon verrechnet und mehr als einen dummen Streich gemacht hatte!

Was sollte er anfangen? Wollte er noch heute seine Siebensachen wieder zusammenpacken und bei Nacht und Nebel den Finkenstrich nehmen? Bei solchen Leuten war ja nicht zu leben, mit solchen nicht auszukommen.

Er mußte noch mit dem Böbeli reden. Wie freundlich hatte er ihn aufgenommen im Gubel und bewirtet! Das Girenmoos hatte er ihm überlassen. Und Arbeit wollte er ihm für Wochen geben. Auch die Bäuerin schien ihm wohlgesinnt zu sein.

Ein Schlag ins Gesicht wär's ihnen, wenn er ihre Güte mit solchem Undank lohnte.

Chueri machte wieder ein paar Schritte. Mit seinem derben Stock schlug er auf den Boden und führte manch tausenden Hieb durch die Luft, als gälte es, ein halbes Duzend Oberwiesener windelweich zu dreschen.

Was hatte der Krakehler gerufen: Am End sei er selber ein halber Teufel oder gar ein ganzer, wenn er dem Fockli-Peter Meister werde! Aha! Sie fürchteten ihn! Das war vielleicht so übel nicht! Wenn's sein mußte, konnte er sie schon zum Bittern bringen, daß sie mit ihren Zähnen klapperten!

Das Männlein schritt energisch aus. Er war bald daheim. Die wilden Gedanken ließen ihn nicht mehr los.

Sie hatten Angst, der Fockli-Peter überfalle sie in ihren eigenen Stuben. So sollte er kom-

men! Wenn er ihnen nur einmal einen Schrecken einjagte, daß sie für eine Weile genug hatten!

Ohne noch einmal Licht anzuzünden, verkroch sich Chueri in sein Nest. Er versuchte zu schlafen, aber er fand die Ruhe nicht. Er kehrte sich nach links, nach rechts. Bald glaubte er, etwas Verdächtiges zu hören. Jemand rannte in wilden Sätzen am Girenmoos vorbei. Der Alte lächelte: der hatte es aber eilig! Als ob ihn der Fockli-Peter schon halb erwischt hätte, so sprengte er dem Dorfe zu.

Chueri kam heute gar nicht dazu, Gespensterangst in sich groß werden zu lassen. Vielmehr beschäftigte ihn das eigene Los. Er beschloß, morgen zu Zöbeli zu gehen.

Rindlisbacher wußte nicht, wie lange er so dagelegen hatte. Schließlich übernahm ihn die Müdigkeit. Am Morgen erhob er sich früh von seinem Lager. Es trieb ihn ins Dorf. Er traf Zöbeli zu Hause. Er saß in der Stube am Tafeltisch und rechnete. Nun kam die Bäuerin aus der Küche. Sie sah Chueri gleich an, daß etwas nicht in Ordnung war. „Ihr habt nicht gut geschlafen?“

„Geschlafen hab' ich freilich kaum die halbe Nacht.“

„Hat's der Fockli-Peter wieder so arg getrieben?“

„Nein, der hat mich ziemlich in Ruhe gelassen. Aber es gibt hier in Oberwiesen scheint's Leute, die noch ärger rumoren als Geister und Gespenster.“

Die Bäuerin wurde nicht flug, wie's der Chueri meinte. Zöbeli wischte ein paar Zahlen durch und guckte nach dem Männchen.

„Man will Euch nicht gut im Dorf.“

Zöbeli schnellte empor.

„Man flucht über Euch, was das Zeug hält.“

„Wer flucht?“

„Ich kenne noch niemand.“

Jetzt mußte Chueri erzählen, was er wußte. Er tat es getreulich und vergaß kein Wort, das im „goldenen Stern“ gefallen war.

Zöbeli wußte bald, wie sich die Sache verhielt. Es konnte nur der Gockler Ruedi gewesen sein, der so getobt hatte. Er hatte ihn gestern mit dem Viehhändler Bloch durch's Dorf gehen sehen. Allen Grund hätte der Gockler gehabt, sein Maul zu halten. Vor einem Monat war er vom Gericht zu einer gesalzenen Strafe verdonnert worden. Er hatte Wasser in seine Milch geschüttet, und er, Zöbeli, war es gewesen, der

ihm auf die Schliche gekommen. Als Präses der Sennereigenossenschaft hatte er ihm eine Falle gestellt, und der Gimpel war ins Garn gegangen.

Zöbeli bemerkte kurz: „Der Gockler Ruedi hat nicht Gerichtwetter genug. Der Blik muß noch einmal in das Äsch fahren.“

Chueri fühlte sich erleichtert.

Zöbeli geriet in Aufruhr. „Den hätt' ich hören sollen! Ich hätt' ihm einen Vers erzählt, daß ihm der „goldene Stern“ zur brennenden Hölle geworden wäre. Der Sackermelter soll mir nur einmal in den Weg laufen! Erst recht bleibt Ihr da. Wer weiter dummes Zeug schwätzt, hat es mit mir zu tun.“

Der Alte arbeitete von nun an im Gubel. Die Birnen wurden reif. Chueri kletterte den ganzen Tag auf den Bäumen herum und schüttelte die Äste. In dichten Massen tanzten die Früchte ins Gras. Es war ein mächtiges Rauschen und Klopfen. Die Bäuerin und Dorothee kamen nicht nach mit Auflesen. Sie knieten und rutschten auf dem Boden herum und füllten Körbe und Säcke.

Chueri machte seine Sache gut. Zöbelis waren mit ihm zufrieden. Sie fragten in der Nachbarschaft, wer ihm helfen könnte, das Girenmoos heimelig einzurichten. Sie selber sprachen ihm von ihrem Gerümpel in der Bodenkammer noch mancherlei zu.

An einem Abend zog der Chleffel den Weiterwagen aus dem Schopf. Chueri lud aller Art Möbelfstücke auf. Bettladen, eine Matratze, Kissen, eine Decke, ein Tischchen. Das war's, was der Gubel dem Tagelöhner noch zur Aussteuer gab. Sie behielten freilich die Hand darauf, falls er doch eines Tages Oberwiesen verlassen würde. Jetzt spannte der Knecht Nero, den stämmigen Stier, ein und fuhr nach dem Sattel, dem Segel und in den Ralkbühl, um alles mitzunehmen, was Chueri noch versprochen war. Es gab eine drollige Fuhre. Kreuz und quer lagen die Stücke übereinander. Hier guckte ein Tischbein heraus, dort die Türe eines Kästleins, ein alter Großvaterstuhl, den Sitz mit rotem, etwas gebleichtem Stoff überzogen, Krüge, Pfannen, eine Kaffeemühle, Wischer, Besen, ein uralter Bodenteppich!

Unter dem Schutze der Nacht führten sie diesen zusammengewürfelten Hausrat aus dem Dorfe und hielten an vor dem Girenmoos. Chleffel stellte dem Alten die Stücke ins Tenn. Es war ihm unbehaglich dabei. Jeden Augenblick

meinte er, der Fockli-Peter stürme aus einer Ecke hervor.

Es dauerte länger, als sie geglaubt, bis der Wagen geleert war. Nero scharrte ungeduldig und schüttelte den Kopf. Einmal, als die beiden just in der Tenne standen, versuchte er Reiß aus zu nehmen.

Hatte er etwas gesehen?

Was war geschehen?

Hatte ihn das Gespenst in der Dunkelheit ge-
neckt?

Chlefel sprang heraus und hielt das wilde Tier zurück. Es ließ sich kaum bändigen. Um keinen Preis wollte es länger hier bleiben.

„So geht!“ rief ihm Thueri zu. „Ich werde mit meinen Sachen schon fertig.“

Bis spät in die Nacht hinein schaffte der Alte. Es war nicht leicht, bei diesem spärlichen Licht über die morschen Treppen zu steigen.

Chueri rüstete oben in der Kammer das Bett auf, hängte die Laterne an einen Nagel und strich die Decke glatt. Als alles in Ordnung war, schlüpfte er hinein und fühlte sich unendlich wohl. Er streckte die Beine und Arme aus, dünkte sich sein eigener Herr im eigenen Hause und drehte und wendete sich behaglich. Mit der Rechten schlug er auf den Überzug und sagte halblaut vor sich hin: „Die Oberwieser können mir gestohlen werden! Jetzt, wenn sie etwas wollen, sollen sie zu mir ins Girenmoos kommen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der König auf dem Turme.

Da liegen sie alle, die grauen Höhen,
Die dunkeln Täler in milder Ruh;
Der Schlummer waltet, die Lüfte wehn
Keinen Laut der Klage mir zu.

Für alle hab ich gesorgt und gestrebt,
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein;
Die Nacht ist gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will ich erfreun.

O du goldne Schrift, durch den Sternenraum
Zu dir ja schau ich liebend empor;
Ihr Wunderklänge, vernommen kaum,
Wie besäufelt ihr sehnlich mein Ohr!

Mein Haar ist ergraut, mein Auge getrübt,
Die Siegeswaffen hängen im Saal,
Habe Recht gesprochen und Recht geübt;
Wann darf ich rasten einmal?

© selige Raft, wie verlang ich dein!

© herrliche Nacht, wie säumst du so lang,

Da ich schaue der Sterne lichterem Schein

Und höre volleren Klang!

Ludwig Uhland.

Jean Affeltranger,

geboren am 22. April 1874.

Von Gottlieb Heinrich Heer.

Die Winterthurer Landschaft, durch den Lauf der Töb und ihrer Nebenflüsse zum waldbreichen Hügelland geformt, besitzt ihre köstlichen Reize intimer Natur; weithingelagerte Felder, Wiesen und Baumgärten verleihen ihr sommers den Glanz der Fruchtbarkeit. Aber es ist ihr eine gewisse Herbheit eigen, die ihre Schönheiten nicht leicht hin erschließt; sie verlangt vom Schauenden Versenkung und liebevolles Suchen. Sie muß errungen werden, wie der geschäftige Volksschlag, der sie belebt, der Erde durch Arbeit das Seine abzurufen gezwungen ist. Der eher nüchterne Alltag birgt das Sonntägliche, das Menschen und Landschaft als heimliches Lebensgut hüten und pflegen; doch es findet von Zeit zu Zeit Gestalt, eindringliche Form in der Erscheinung

echter Künstlerpersönlichkeiten, die schwer, aber in erstaunlicher Stete und Anzahl aus diesem Daseinsboden wachsen.

Zu ihnen gehört der Kunstmaler Jean Affeltranger, der heuer sein siebentes Jahrzehnt beginnt. Er entstammt einer alteingesessenen Löcherer Familie am „Chrugeler“ und teilt dieses Herkommen mit zwei anderen bedeutenden „Chrugelerbürgern“, dem Schriftsteller F. C. Geer und dem Kunstmaler Caspar Ritter. Es ist für die Herkunft aus dieser werktätigen Umgebung bezeichnend, daß Affeltranger mit ihnen die Schwierigkeiten der jugendlich drängerischen Entwicklung gemeinsam hat. Später, als jeder sein Ziel erreicht hatte, war ihnen in gemüthlichen Stunden Gelegenheit geboten, aus der Tiefe der